

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 48 (1968-1969)  
**Heft:** 10

**Buchbesprechung:** Bücher

**Autor:** [s.n.]

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BÜCHER

## KARL KRAUS

Mit dem 14. Band wurde vor kurzem die von Heinrich Fischer ausgezeichnet besorgte, bis einschliesslich Band 10 bei Kösel und sodann Albert Langen/Georg Müller verlegte Ausgabe der «Werke» von Karl Kraus abgeschlossen. Der 14. Band enthält selten gewordene dramatische Arbeiten, die – nicht so berühmt wie die «Letzten Tage der Menschheit» – einen bedeutenden Sektor seines Schaffens darstellen. Hoffentlich entschliesst sich einer der beiden Verlage zur Komplettierung, denn es fehlen die seinerzeitigen Bucheditionen verdeutschter Shakespeare-Sonette und -Dramen, einige Nestroy- und Offenbach-Texte sowie die «Zeitstrophen» (aus dem Jahr 1931).

Vermutlich hat der Absatzerfolg der «Dritten Walpurgisnacht», einer Durchleuchtung der für das Wesen des Nationalsozialismus symptomatischen Sprachbarbarei, den Verlag Kösel zu dem grossen Unternehmen veranlasst; die Buchedition (1952) eines im Herbst 1933 ausgedruckten voluminösen «Fackel»Heftes, das Karl Kraus mit Rücksicht auf die Gefährdung seiner Leser im Raum des Dritten Reiches nicht hatte verbreiten lassen, wurde später als Band 1 Beginn der «Werke».

Der Kösel-Verlag bringt nun einen Neudruck aller Hefte – 922 Nummern – der «Fackel» heraus, der, wie wohl gesagt werden darf, originellsten und wertvollsten deutschsprachigen Zeitschrift während vieler Jahrzehnte unseres Säkulums. Zusätzliche Register- und Kommentarbände sind vorgesehen.

Die Frage nach der Berechtigung des Projekts kann vorbehaltlos bejaht werden. Zwar gibt es im Rahmen der «Werke» einige Auswahlbände aus der «Fackel» («Widerschein der Fackel», «Unsterblicher Witz», «Mit vorzüglicher Hochachtung»). Aber sie sind letztlich nur sparsame Proben des Reichtums einer Zeit-

schrift, deren Gesamt das Wesen eines Mannes vergegenwärtigt, der, unerbittlicher Kämpfer gegen jede Art von Lüge, sein Verharren im Wandel und Sich-Wandeln im Verharren intensiver verwirklicht hat als jeder andere Zeit- und Leidgenosse der Finis Austriae-Epoche. Was er im (oft missverstandenen und angegriffenen) Gedicht «Mein Widerspruch» ausgesagt hat, wird durch die Tatsachen seines Lebensganges bestätigt:

*Wo Leben sie der Lüge unterjochten,  
war ich Revolutionär.  
Wo gegen Natur sie auf Normen  
pochten,  
war ich Revolutionär.  
Mit lebendig Leidendem hab ich  
gelitten.  
Wo Freiheit sie für die Phrase nutzten,  
war ich Reaktionär.  
Wo Kunst sie mit ihrem Können  
beschmutzten,  
war ich Reaktionär.  
Und bin bis zum Ursprung zurückge-  
schritten.*

Um 1907 war Karl Kraus (geboren am 28. April 1874 in der böhmischen Stadt Jičín als Sohn eines jüdischen Papierfabrikanten, jedoch aufgewachsen in Wien) ein ebenso bewunderter wie gefürchteter Wiener Skribent, der, seinen Ernst oft noch spielerisch tarnend, omnipotenten Zeitungsherausgebern, selbstgefälligen Phrasologen, beziehungsstarken Korruptionisten und angesehenen Kultursurrogat-Händlern ihre Sünden vorhielt und das publik machte, was öffentlich verschwiegen wurde. Zwischen 1914 bis 1932 erhob er sich in den Rang eines nur auf sich selbst gestellten Verteidigers missachteter Menschenrechte, für den Witz und Pathos vereinende Satire eine der Möglichkeiten zur Anprangerung der «Widerwart» (Gegen-

wart) bedeutete. Was er während des Ersten Weltkrieges zu schreiben – und zu publizieren – wagte, war Zeugnis unverbrüchlichen Ethos, Beweis überlegenen Verstandes und unerschrockener Barmherzigkeit. Als er 1926 in einem unerhörten publizistischen Alleingang einen ganz Wien beherrschenden Erpresser unschädlich gemacht hatte, bekam sein Name europäischen Klang. Aber im Jahr des Todes, 1936, hatte die öffentliche Meinung sich gegen Karl Kraus gewendet. Nicht wenigen seiner Sympathiseure aus dem konservativen Lager war er wegen der dem Sozialismus bezeugten Zustimmung suspekt geworden, den linksorientierten Intellektuellen verhasst durch vermeintliche Annäherung an das, was als Austro-Faschismus bezeichnet wurde. Die seit 1934 nur noch sparsam erscheinenden Nummern der «Fackel» – früher trotz langem Boykott des Buchhandels die auch absatzmäßig erfolgreichste Zeitschrift Altösterreichs und seiner Nachfolgestaaten – fanden kaum mehr Beachtung. Der Publizist war in den Ruf eines kleriko-faschistischen Reaktionärs gekommen. In Wirklichkeit dürfte damals Karl Kraus sich die Treue gehalten und gemäss dem ihn erfüllenden Ethos gehandelt haben, er, der von seinen Feinden seit jeher als Zersetzer geschmäht worden war. Wer die jeweiligen Illusionen, Lügen und Ressentiments der Mächtigen, Interessenten und Gedankenlosen rücksichtslos entzaubert, kann erst dann Gerechtigkeit finden, wenn der Zeiten Uhr jener Generationen abgelaufen ist, die nicht den Mut zur Selbsterkenntnis besessen haben. Die österreichische, deutsche und in weitem Ausmass europäische Geschichte eines halben Jahrhunderts hat oft die Richtigkeit seiner prophetischen Sprüche (und Widersprüche gegen die Zeit) bestätigt.

Konsequenz seiner scharfen Kritik des öffentlichen Lebens ist es, dass ihre Bedeutung erst zu einem Zeitpunkt vollkommen evident wird, in dem das einstens aktuell Gewesene mehr oder weniger zu verblassen beginnt. Intensität seiner Beobachtung und Auslegung konservierte

Vergängliches zu Zeugnissen der Problematik und Verderbnis miterlebter Epoche. Karl Kraus, einer der grossen moralistischen Satiriker der Weltliteratur, kannte die Aussagebedeutung des Details, er nahm den Selbstverrat durch die Umgangssprache beim Wort, erhellt ihr Esperanto als Desperanto der Unwerte. Ein Beispiel aus der Fülle seiner Funde im Inseratenteil der Zeitungen sei angeführt:

*Die Nebensache  
Ich suche einen  
Schwiegervater  
der sich mit mir in Konfektion etabliert ;  
bin 33 Jahre alt, bekannt als Reisender  
und Konfektionär. Verm. verb. J. C.  
3378 Exp. d. Bl. Berlin SW.*

Die Glosse zu diesem Dokument hat folgenden Wortlaut:

«Cherchez la femme, kann man da wohl nicht mehr sagen. Suchs Frauerl! Wo ist sie? Er sagt nicht: Einheirat, denn auch der Schwiegervater ist noch nicht etabliert. Sonst sagten sie wenigstens, dass sie das Geschäft finden wollen und darum die Frau suchen. Sie brauchten doch einen lebendigen Vorwand. Das fällt jetzt weg; der Schwiegervater ist das Rudiment einer überwundenen Entwicklung, die noch Sentimentalitäten kannte und die Frau beim Warenbestand berücksichtigte. Das ist vorbei. Ein Schwiegervater wird gesucht. Die Tochter kann tot sein, wenn sie will; ist sie bei der Hochzeit da, gut, nicht – nicht. Wird er das Konfektionslager mit dem Schwiegervater teilen! Es ist eine Neuerung in der Damenkonfektionsbranche. Konfektion ohne Dame. Der Glanz antiker Grösse durchleuchtet unsere Zeit. Wo ist sie, die dieses Schicksal treffen wird? Die vielleicht die Annonce liest und nicht weiss, dass letzten Endes doch sie gemeint ist! Wo lebt die Konfektionsware? Wo lebt dieses fertige Kleidungsstück von Weib? Wo ist sie, dass ich sie beschwöre, sich jetzt zu verbergen und sich lieber zu töten als der Kadaver dieser Hyäne zu sein. Männer sterben jetzt durch Zufall, Frauen werden gebären, weil zwei sich

etablieren wollen. Ein heroisches Zeitalter bricht ein. Beklagt nicht was gewesen. Komm o Morgenrot! Zwei Haderlumpen werden sich in dieser grossen Zeit über dem toten Leben eines Mädchens die Hand reichen.»

Karl Kraus war keineswegs nur scharfäugiger Sammler von Zeitungsausschnitten und ihr spiritueller Interpret, er war mehr, kulturkritischer Essayist grossen Stils. Er hat seine einschlägigen Arbeiten – zuerst in der «Fackel» veröffentlicht – in Büchern gesammelt («Sittlichkeit und Kriminalität», «Die chinesische Mauer», «Weltgericht», «Untergang der Welt durch schwarze Magie», «Literatur und Lüge»). Im Rahmen der «Werke» sind sie neu aufgelegt worden. Diese Texte manifestieren sich als Synthesen erlesener Sprachkunst, bitteren und doch manchmal heiteren Spottes, leidenschaftlicher, von kompromisslosem Ethos getragener Anklagen. Freilich, der Terminus «Essay» ist für die ästhetisch vollendete Einheit von Witz und Wahrheit, von Pamphlet und Prophetie, von Desinfektion und Diagnose nicht ganz zureichend.

Die Meriten des Meisters kritischer Kulturgeschichte seiner Gegenwart haben oft zur Unterschätzung des Dichters Karl Kraus verleitet, eines Dichters, der das im deutschen Sprachbereich – und wohl auch in der Weltliteratur – einzigartige Drama «Die letzten Tage der Menschheit» (1919 als Sonderhefte der «Fackel», 1922 als Buch erschienen) geschaffen hat. Es ist einzigartig (und gleichzeitig dokumentarisch) in doppelter Hinsicht: als vom österreichischen und wienerischen Meridian her gestaltetes Gesamt des Ersten Weltkrieges (ohne dass die betont österreichische Komponente die allgemein gültige europäische Aussagefunktion beeinträchtigte) und als Vorahnung des Zweiten Weltkrieges. Es ist überdies dokumentarisch in besonderer Weise durch die sich ins Dichterische erhebende Reihung authentischen Materials. Leitartikel, chauvinistische Phrasen, amtliche Deklamationen, blutrünstige lyrische Konfektion, Berichte, Befehle, Feuilletons sind die Substanzen, die durch leit-

motivisch eingefügte Gespräche eines wissenden Nörglers und eines der Macht der Lüge verfallenen Patrioten zu überwältigenden Zeugnissen der Verblendung, Dummheit, Profitgier und Entmenschlichung gesteigert werden. Mag sogar für den, der einstens in Wien (laut Karl Kraus «Versuchsstation für Weltuntergänge») schaudernd alles miterlebt hat, das Tatsächliche nicht mehr ganz zu entschlüsseln sein, die Wirkungsdynamik ist geblieben. Viele der Drahtzieher und Marionetten werden mit vollem Namen genannt, Kaiser und Könige, Generale, Zeitungsherausgeber, Propagandisten, Politiker, Kriegslieferanten, Diplomaten, hetzende Versemaucher. Sie empfehlen unentwegt Heldentod und Opfergesinnung den Soldaten, den Hungernden, den Entrechteten und Entwürdigten, sie zerstören die Welt, von der Gott in der Apokalypse des Ausklangs sich entsetzt abwendet. Diese «Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog» bildet den 5. Band der «Werke». Da sie 770 Seiten umfasst, konnte sie nur partiell aufgeführt werden.

In der Geschichte der dramatischen Form sind die «Letzten Tage der Menschheit» ein revolutionäres Phänomen. Aber die sonstige Produktion des Dichters Karl Kraus bleibt der Tradition verbunden. Namentlich seine Lyrik (der 7. Band der «Werke» sammelt die neun Teile der «Worte in Versen», 1916–1930) ist formkonservativ gerichtet. Über sich selbst hat Karl Kraus ausgesagt: «Ich bin nur einer von den Epigonen, die im alten Haus der Sprache wohnen.» Er schätzte Bemühung um das reine Wortkunstwerk höher denn seine Tätigkeit als Prosaist, er hielt seinen «Verehrern» oft vor, sie bejubelten den witzigen Glossator und satirischen Essayisten, blieben indes unempfänglich für seine Verse. In diesem Zusammenhang sei bemerkt, dass die Entfaltung des Lyrikers Karl Kraus durch die von ihm nicht als eigentliche Lebenserfüllung empfundene Demaskierung der Lügen seiner Zeit unverkennbar gehemmt worden ist. Vertiefung ins Sprachkunstwerk und Beschäftigung mit dem Wunder der

Sprache, deren Missbrauch er phrenetisch bekämpfte (das postum erschienene Buch «Die Sprache» – 2. Band der «Werke» – blieb Fragment), waren ihm der eigentliche Sinn geistiger Existenz. In seinen Versen sind indes satirische und polemische Formationen häufiger als Gebilde rein lyrischer Art. Einige von ihnen dürften im Bereich deutscher Poesie bleiben.

Dass Karl Kraus in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg Bewunderer und Förderer der Lyrik Georg Trakls und Else Lasker-Schülers war, dass er später heftigster Gegner wurde der von ihm ebenfalls entdeckten Franz Werfel und Albert Ehrenstein sowie des in breiter Front vorrückenden Expressionismus, gehört zu seinen schöpferischen Widersprüchen. Er bejahte in der zu Ende gehenden *belle époque* einer halbseidenen Friedenszeit den dichterischen Aufbruch neutönerischer Jugend so lange, als er von der inneren Echtheit ihres Pathos überzeugt war, er bekämpfte es, als seiner Überzeugung nach die Sprachrevolution bei einigen Erfolg reichen «Antigrammatik» und Ekstase Ware im Literaturkommerz wurde. Seine Kritik war Widerspiel kennerhafter Bewusstmachung vergessener Leistungen der Vergangenheit (Interpretation der Genialität J. N. Nestroy, vorher von den Schriftgelehrten als Possenreisser und Zyniker missachtet, und Wiederentdeckung der Lyrik eines Matthias Claudius) und vernichtender Demontage zeitgenössischer prominenter Skribenten von der Art Hermann Bahrs, Maximilian Hardens, Alfred Kerrs, Felix Saltens. Für die im Jahre 1911 evident werdende Radikalität seiner Bewertungen ist bezeichnend, dass er fortan die «Fackel» allein schrieb.

Die von der SS nach dem «Anschluss» vorgenommene Zerstörung der Briefsammlung und des Archivs von Karl Kraus – nur wenige rechtzeitig von Freunden in die Schweiz gerettete Kisten des literarischen Nachlasses entgingen der Vernichtung – wird die Erforschung der ebenso intensiven wie weitreichenden Wirkung seiner Publizistik auf den sozusagen schweigenden Teil seiner grossen Ge-

meinde erschweren, wenn nicht gar verhindern. Das Wort von Karl Kraus war namentlich in den Kriegsjahren Ungezählten an der Front und im Hinterland Trost und Hilfe, geistige Wohltat, Beweis dafür, dass es noch eine Stimme gab, die Unrecht und Barbarei mit dem richtigen Namen nannte. Karl Kraus hat damals eine Fülle von begeisterten Zuschriften erhalten, er, der sich in der Zeit der Unfreiheit in erstaunlichem Ausmass Meinungsfreiheit bewahrte. Er beherrschte souverän die Kunst, so zu schreiben, dass die Zensur – doch nicht seine Leser – entweder den Sinn der Aussagen missverstand oder (was sehr österreichisch war) so tun konnte, als begriffe sie nicht. Es gab übrigens Persönlichkeiten im Kreis der Feudalaristokratie (vor allem die Fürsten Lobkowitz) und der hohen Beamenschaft, die den mutigen, mehrmals als Hochverräter denunzierten Schriftsteller diskret schützten, es gab Publizisten, die seinem Vorbild folgten (Ludwig von Ficker, Herausgeber der Zeitschrift «Der Brenner», Theodor Haenckner), und Staatsmänner (Heinrich Lammasch zum Beispiel), die in seinem Sinn es wagten, sich dem Wahnwitz entgegenzustellen. Nicht zu übersehen sind die Anregungen, die Karl Kraus namentlich durch seine Aphoristik (der 3. Band der «Werke» vereint die Bücher «Sprüche und Widersprüche», 1909, «Pro domo et mundo», 1912, «Nachts», 1918, unter dem Titel «Beim Wort genommen») den – ihm persönlich unbekannten – Philosophen Ferdinand Ebner und Ludwig Wittgenstein gegeben hat.

Als der zweite der Schrecken hereinbrach, die Revolution des Nihilismus, für dessen Übergreifen in die Republik Österreich der lange latent gebliebene und im Februar 1934 blutig ausgebrochene Bürgerkrieg den Boden vorbereitet hatte, war Karl Kraus ein Vereinsamter geworden, dessen Wort fast nur noch verzerrendes Echo fand. Wenige verstanden, dass er auch damals sich selbst treu geblieben war, dass seine Zustimmung zu Engelbert Dollfuss' Innen- und Aussenpolitik beitragen wollte zur Rettung Österreichs vor dem Zugriff

der Nationalsozialisten. Er, der November 1914 öffentlich die Äusserung gewagt hatte: «In dieser grossen Zeit, die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt ...», war anno 1933 keineswegs ein Ständestaat-Faschist geworden. Im 888. Heft der «Fackel» gab er Antwort auf die Angriffe des unbelehrbar im tschechoslowakischen Asyl (als ob es keinen Hitler gäbe) weiterrebellierenden linken Flügels der Austromarxisten und der die besondere österreichische Situation missverstehenden deutschen Emigranten:

*Man frage nicht, was all die Zeit ich  
machte.  
Ich bleibe stumm;  
und sage nicht, warum.  
Und Stille gibt es, da die Erde krachte.  
Kein Wort, das traf;  
man spricht nur aus dem Schlaf.  
Und träumt von einer Sonne, welche  
lachte.  
Es geht vorbei:  
Nachher war's einerlei.  
Das Wort entschlief, als jene Welt  
erwachte.*

Es wurde nicht begriffen, dass die Antwort des Schweigens vernichtender sein könnte denn tönende, aber machtlose Deklamationen, man entsann sich nicht dessen, was er am 19. November 1914 doppelsinnig und doch sehr eindeutig formuliert hatte: «Die jetzt nichts zu sagen haben, weil die Tat das Wort hat, sprechen weiter. Wer etwas zu sagen hat, trete vor und schweige!...» Karl Kraus wurde 1934 mehr oder weniger deutlich der Feigheit verdächtigt, er, der oft Mut, auch physischen Mut, erwiesen hatte. So als er, was lebensgefährlich war, während des Krieges zweimal Teile des entstehenden Manuskriptes der «Letzten Tage der Menschheit» über die von den Österreichern schärfstens kontrollierte Grenze zur Schweiz hin- und zurückgebracht hatte.

Das ethische Gefühl des Moralisten Karl Kraus war manchmal stärker als

seine prophetische Klarsicht, was ihn mit sich selbst in Konflikt bringen konnte. Er, der gemäss seiner ursprünglich konservativen Gesinnung mehr als offizielle schwarz-gelbe Patrioten und Quasi-Patrioten das übernationale Gebilde der Donaumonarchie bejaht und ständig vor ihren Totengräbern gewarnt hatte, schrieb, erschüttert durch den mit der Kriegserklärung an Serbien begonnenen Selbstmord Österreichs und das Wüten korrupter Soldateska der hohen Ränge, einen alle Sünden und Frevel sammelnden Nachruf auf das versunkene Reich der Habsburger (in «Weltgericht», Band 13 der «Werke»). Doch gleichzeitig rief er dessen (wenig weisen) Erben ein – überhörtes – Vae victoribus zu und stellte fest, dass in der neuen Unordnung die Gebrechen der Vergangenheit bewahrt würden. Die von Karl Kraus erhoffte bessere Welt entstand nicht, er wurde bitterst enttäuscht durch die Einsichtslosigkeit der nur an Parteivorteil und Proporz interessierten Machthaber. Ihnen sagte er, als die Folgen verwalteter Misswirtschaft das Land ins Verderben zu stürzen drohten, vorbehaltlos die Wahrheit:

*Die ihr errungnes Gut geschändet habt,  
bezwungnes Böses nicht beendet habt,  
der Freiheit Glück in Fluch gewendet  
habt;  
Hinaufgelangte, die den Wanst gefüllt,  
vor fremdem Hunger eigne Gier gestillt,  
vom Futtertrog zu weichen nicht gewillt:  
Pfründner des Fortschritts, die das Herz  
verliess,  
da Weltwind in die schlaffen Segel blies,  
vom Bürgergift berauschte Parvenüs,  
die mit dem Todfeind, mit dem Lebens-  
feind  
Profit der Freiheit brüderlich vereint,  
die freier einst und reiner war gemeint –  
...*

Im Jahr 1928 zitierte er resigniert – als Motto seines satirischen Spiels von der Interessengemeinschaft eines nach Modell dargestellten Wiener Polizeipräsidenten

mit einem durch ihn protegierten Erpresser «Die Unüberwindlichen» – die Sentenz Sören Kierkegaards: «Ein einzelner Mensch kann einer Zeit nicht helfen oder sie retten, er kann nur ausdrücken, dass sie untergeht.»

Karl Kraus starb am 12. Juni 1936 in Wien. Das Schicksal eines Märtyrers blieb ihm erspart, das ihm in den Tagen des «Anschlusses» sicher gewesen wäre. Er, der einstens wohlhabend gewesen, starb als fast armer Mann (einen beträchtlichen Teil seiner früher bedeutenden literarischen Einkünfte hatte er für wohltätige Zwecke verwendet), als Vereinsamter. Sogar jene, die ihn jahrzehntelang bewundert, wollten die Grösse und das Einzigartige seiner Persönlichkeit nicht mehr für wahr haben. Möglicherweise, weil in der Verwirrung jener Tage die Einsicht fehlte, dass der kompromisslose Wahrheitssager und unerbittliche Ethiker Karl Kraus vieles vorausgewusst, was nur allzusehr bittere Tatsache geworden war. Und wohl auch aus dem Grund, weil damals noch nicht deutlich genug das Folgenschwere des Verschwindens der Donaumonarchie aus dem Gefüge Europas sich manifestiert hatte. Denn letzthin war er (das darf nach mehr als drei Dezennien seit seinem Tod betont werden) eine der späten Zentralgestalten des untergegangenen Reiches, um das – positiv und negativ, liebend und hassend – die Arbeit seines Lebens gekreist hatte. Sein Werk wird als Dokument einer Epoche voll Katastrophen, als überlegene geistige Leistung und als eine der Akmen vorbildlicher deutscher Prosa dauern.

Die Sekundärliteratur über Karl Kraus ist quantitativ umfangreicher, als man erwarten könnte. Damit steht nicht stets im Einklang ihre Werhaftigkeit. Die beste Auswahlbibliographie ist zu finden in dem bei bescheidenem Umfang ausgezeichnet orientierenden Buch mit dem Titel «Karl Kraus. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten» (Rowohls Monographien, Bd. 111, 1965). Sein Urheber, Dr. Paul Schick, Verwalter der Karl Kraus-Sammlung der Wiener Stadtbibliothek, neben Heinrich Fischer gegenwärtig der autoritative Ken-

ner, hat mit seiner Arbeit Hervorragendes geleistet. Sie ist als Einführung in das Schaffen von Karl Kraus und als Porträt seiner Persönlichkeit gleich wertvoll. (Nebenbei gesagt: unter den vielen Nachfolgeschriften der «Fackel» – die entweder gegen sie gerichtet oder in ihrem Sinn zu wirken bemüht waren – nimmt der von Paul Schick und Michael Guttenbrunner herausgegebene, schärfste Kulturkritik übende «Alleingang» eine Sonderstellung ein; wie die «Fackel» erscheint «Der Alleingang» unregelmässig; er ist frei von kommerziellen Interessen und im Buchhandel nicht erhältlich.) Ein bemerkenswerter Beitrag zur neuesten Sekundärliteratur ist ferner die von der Autorin Caroline Kohn selbst besorgte Verdeutschung ihrer der Sorbonne vorgelegten «Staatsthese» (Habilitationsschrift) «Karl Kraus» (J. B. Metzler, Stuttgart 1966). Diese umfangreiche Studie, unverkennbar Ergebnis jahrelanger Anstrengungen – doch gehemmt durch das, was ihr sehr rühmenswertes Verdienst ist, gewissenhafte Beachtung jedes Details – erreicht nicht ganz ihr Ziel: ein Wesensbild zu bieten des grossen Publizisten, da die für sein Oeuvre signifikative Synthese von flammendem Ethos und stilistischer Leistung zu sehr im Hintergrund bleibt. Gründlicher noch sind Friedrich Jenaczeks «Zeittafeln zur «Fackel». Themen – Ziele – Probleme» (Edmund Gans Verlag, Gräfelfing bei München 1965), Register der jeweiligen Zeitbezüge der «Fackel», bereichert durch Erörterung ihrer publizistischen Absichten und exakte Dokumentation. Zu bedauern ist, dass es in der sonst mit maximaler Genauigkeit erstellten Chronik eine sehr fühlbare Lücke gibt, und zwar in Hinsicht von Karl Kraus' kriegsgegnerischer Haltung während der Jahre 1914 bis 1918. Das Buch bringt als Auftakt eine mit dem umstrittenen Problem der in Karl Kraus wirkenden religiösen Erregung sich beschäftigende Einleitung von Emil Schönauer und ein den Urheber der Kriegs-«Fackeln» rühmendes Akrostichon, verfasst von der Fürstin Mechtilde Lichnowsky im Jahr 1917:

*Kassiopeia und der Wagen,  
Auch Orion, schief und schlank,  
Raunen von uralten Sagen,  
Lassen mich vor Sehnsucht krank.  
Keinem Stern doch so mein Dank  
Reulos gilt seit tausend Tagen  
Als ihm, dem das Herz nie sank.  
Unter Qual und furchtlos Wagen,  
Stark sein Geist die Zeit bezwang.*

Vor einigen Monaten veröffentlichte Hans Weigel das Buch «Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht» (Verlag Moldden, Wien 1968). Die dialektische Eleganz des kritischen Essayisten macht die Lektüre zu einem (ernsthaften) Vergnügen. Bedauerlich ist, dass die umfangreiche Darstellung keinen Bezug nimmt zu den Angriffen jüngerer Gegner in Österreich, der Bundesrepublik und der DDR, die vor allem das Problem betreffen, ob Karl Kraus am Abend seines kämpferischen Daseins sich bewährt hat. Die Formulierung des Untertitels («Versuch eines Motivenberichts zur Erhellung eines vielfachen Lebenswerks») dürfte andeuten, dass erst nach Erschliessung vermutlich erhaltener, aber noch unzugänglicher Unterlagen die Frage ressentimentlos entscheidbar ist: blieb Karl Kraus im politischen Chaos der durch Bürgerkrieg und von aussen her bedrohten Ersten Republik Österreich sich selbst treu? Kam er mit sich selbst und seiner Vergangenheit in Widerspruch, weil er gemäss dem ihn erfüllenden Ethos bewusst sein Ansehen im Interesse des doppelt gefährdeten Staates opferte, oder beurteilte er die exzep- tionell katastrophale Situation unrichtig, oder wurde er dieses eine Mal von Furcht überwältigt? Etwas dunkel sagt Weigel, als einziger Österreicher hätte Karl Kraus zwei Weltkriege gewonnen, seinen dritten aber verloren, weil nun Ohnmacht, bisher konstitutionelle Stärke, Schwäche wurde. Weigels Mutmassung verdient jedenfalls intensive Beachtung.

Karl Kraus mit Jonathan Swift zu vergleichen, liegt nahe, ist indes nur lohnend,

wenn über evidenten Übereinstimmungen die unbestreitbaren Verschiedenheiten nicht unterschätzt werden — Kontraste, die keineswegs blass durch besondere nationale und geschichtliche Voraussetzungen bedingt sind. Eine sinnvoll durchgeföhrte Konfrontierung wäre für die Forschung wertvoll. Philipp Wolff-Windeggs «Swift» (E. Klett, Stuttgart 1967) bietet Ansätze. Auf Seite 293 stehen erhellende Sätze, die dies hoffen lassen: «Karl Kraus besitzt die Demut und die Überheblichkeit des Eingeweihten, Jonathan Swift die Selbstherrlichkeit des Handwerkers. Noch das frivole Wortspiel in der ‹Fackel› gebärdet sich als eine Botschaft aus den Urgründen der Sprache, aber wenn Swift einen Kalauer niederschreibt, so tut er das lediglich aus Freude am Gleichklang bedeutungsfremder Wörter ... Swift strebt nach grösster Einfachheit; Kraus aber lebt in einer Welt sorgsam gegeneinander ausgespielter Doppeldeutigkeiten, an deren Ende freilich, nicht anders als bei Swift, die starke Eindeutigkeit des Sittenrichters steht. Der Engländer Swift ist Klassizist, auch in seiner energischen und geraden, der Wiener Kraus barock, auch in seiner vielfältigen verschlungenen Gedankenführung. Kraus ist gebannt von der Vorstellung des barock-pathetischen Weltuntergangs, der dramatischen Selbstvernichtung, Swift von der des Weltzerfalls. Gemeinsam ist beiden die Leidensfähigkeit... Kraus hat sein eigenständliches Pathos nie unterdrückt, vielleicht zum Schaden seines Werkes. Bei Swift verwandelt es sich gerne in die angelsächsische Form des Antipathos, des ‹understatement›.»

Wären die politischen Verhaltungsweisen der beiden Männer gegeneinander abwägbar, könnte vielleicht entsprechend dem Verfahren Wolff-Windeggs eine neue Sicht auf jene Macht gewonnen werden, welche noch in der Ohnmacht des späten Karl Kraus sich manifestiert hat.

Ernst Alker

## INTERPRETATION IM DIENST DER SACHE

Über dem heutigen Kult um Funktion und Methodik der Kritik vergisst man fast die Andersartigkeit der geistigen Bedingungen, welche einerseits Kritik und andererseits Dichtung entstehen lassen. Da es sich hier sogar um Kritik der Kritik handeln soll – die Aufmerksamkeit gilt im folgenden vier literarwissenschaftlichen Veröffentlichungen – scheint es notwendig, eins zu bedenken: Literarkritische Interpretation ist nicht Kunst, sondern hat sich mit der Aufgabe des Informierens zu bescheiden – indem sie Wissensstoff vermittelt und einen möglichen Weg zum Verständnis literarischer Werke zeigt. Damit enthüllt sich auch der Ausgangspunkt der Kritik: Sie deutet Dichtung nicht aus der Erfahrung des Schreibens heraus, sondern geht sie mittels einer Methode von aussen an; das innere Ziel jeden Lesens, Identifikation mit dem Wort, liegt jenseits ihrer Möglichkeiten. Johannes Urzidil hat das in einem früheren Heft dieser Zeitschrift so formuliert: «Der Kritiker hat eine Methodik, der Dichter nicht. Gerade das nämlich macht ihn zum Dichter<sup>1</sup>.» Diese Methodik kann angemessen sein oder das Werk vergewaltigen; letzteres trifft sicher immer zu beim Versuch, ein umfassendes System der Kritik aufzurichten, nach dessen Elle die verschiedenartigsten Werke gemessen werden. Sinnvoll wird eine Methodik sein, wenn sie auf ein einzelnes Werk zugeschnitten ist; allein so wird man dem proteushaften Charakter des Wortes, des Daseins überhaupt gerecht. Die folgenden vier Interpreten, die sich vor allem mit Dichtung des 20. Jahrhunderts befassen, haben in ihrer Methodik wenig gemeinsam, eins aber wohl: Hier masst sich die Literaturkritik nichts an, sie will dem Werk zu seinem Recht verhelfen, nichts weiter.

Norbert Altenhofers Untersuchung über Hofmannsthals Lustspiel «*Der Unbestechliche*» bedient sich der werkimmanenten Methode; Ausblicke auf die andern Komödien (insbesondere auf den «Schwierigen»), aufs Gesamtwerk und auf das Wesen der Komödie überhaupt treten ergänzend hin-

zu<sup>2</sup>. Ein erster Teil gilt der ausführlichen, teilweise Szene für Szene fortschreitenden Interpretation des Stücks, das bis heute ein Stiefkind der Hofmannsthal-Forschung geblieben ist – einmal deshalb, weil ihm Hofmannsthal selbst gewisse Vorbehalte entgegenbrachte (so hat er es wohl zur Aufführung freigegeben, zum Druck aber nur den ersten Akt), zum andern, weil es die irisierende Komplexität des «Schwierigen» nicht mehr erreicht. In einem zweiten Teil kommen Entstehung und Quellen des «Unbestechlichen» zur Sprache. Ganz im Sinne Hofmannsthals versteht Altenhofer die Komödie als gesellschaftliches Gebilde, als sozial bestimmte Kunstform. Die Gesellschaft ist in diesem Fall die feudal-patriarchalische des ehemaligen Österreich-Ungarn im Jahre 1912, also in der Zeit rapiden Verfalls. Dieser spiegelt sich in der Problematik des Schauspiels: der Dialektik von Herr und Diener. Vielsagend in Hinblick auf Hofmannsthals Annäherung an die restaurative Gesellschaft ist die Entstehungsgeschichte: Seine ursprüngliche Konzeption des Lustspiels schloss ein tatsächliches Gleichgewicht zwischen Herr und Diener ein. Unter dem Einfluss des überragenden Schauspielers Max Pallenberg, des ersten Darstellers des Theodor, entwickelte sich dann die Komödie des Dieners als Herr, des Dieners, der seiner Herrschaft weit überlegen ist. Freilich handelt es sich auch nach Pallenbergs Einwirken nicht um ein revolutionäres Drama: Altenhofer weist im Gegenteil nach, wie der Diener Theodor seinem Herrn gegenüber zwar energisch sein Recht auf menschliche Achtung geltend macht, im übrigen aber ausschliesslich darauf bedacht ist, die Unordnung – die zerbröckelnde Gesellschaftshierarchie – wieder zusammenzuleimen: Der Aufbegehrende wurzelt so tief im Feudalsystem der österreichisch-ungarischen Monarchie, dass er dessen erfolgreicher Bewahrer wird. Die Schwierigkeit der Interpretation liegt bei Hofmannsthals Komödien darin, dass die eigentliche Aussage nie klipp und klar

formuliert wird; das Wort befindet sich in Vibration, hat ausschliesslich Stellenwert. Zur Deutung an sich einfacher Sätze müssen deshalb sowohl die Situation, die momentane Beziehung des Sprechenden zum Partner als auch die oft grossen Schwankungen im Empfinden ein und derselben Person (Theodor ist Verfechter des alten Dienerethos *und* revolutionär angehauchter Lenker der Gefühle anderer Menschen) im Auge behalten werden. Indem Altenhofer die Fragwürdigkeit des sprachlichen Ausdrucks in den Blickpunkt rückt, passt er seine Methode souverän Hofmannsthals synthetischem Darstellungsstil an; man gewinnt ein klares Bild der (bei aller Skepsis) restaurativen Wendung Hofmannsthals zu einer veralteten Gesellschaftsordnung.

Das Schrifttum über österreichische Literatur ist in den letzten Jahren stark angewachsen. Schnitzler, Beer-Hofmann, am allermeisten aber Hofmannsthal finden im Zuge der Fin-de-siècle-Renaissance wieder Beachtung, wofür auch die neuen oder geplanten Editionen sprechen. Aber selbst Namen wie Stifter und Grillparzer finden vermehrt Gehör; offenbar hat man heute genug Abstand von der alten Monarchie, um ihre soziologische und künstlerische Wirkungskraft in all ihren Verästelungen zu übersehen. Man hat sich aber auch an ihre Kritiker erinnert – Broch und Musil. Beim späten Hofmannsthal spielt Österreich-Ungarn als soziologisch-politische Realität im Sinne einer Restaurations-tendenz eine Rolle. Das gilt nicht mehr für *Robert Musil*. *Wolf Dietrich Rasch* fasst in einem kleinen Band vier Studien über *Robert Musils* Roman «*Der Mann ohne Eigenschaften*» zusammen<sup>3</sup>. Einer «*Erinnerung an Robert Musil*», die der persönlichen Bekanntschaft des Verfassers mit Musil gedenkt, folgen zwei stark ins Detail gehende Abhandlungen über die Editionsfrage: «*Probleme der Musil-Edition*» und «*Zur Entstehung von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften**». Den gewichtigsten Beitrag bildet eine Interpretation des Romans. Sieht man von den Details der Editionsforschung ab, sind folgende Akzente hervorzuheben: Obwohl

ja Musil nur sechs Jahre jünger ist als Hofmannsthal, gehört er, der noch die erste Hälfte des Zweiten Weltkriegs erlebte, gleichsam einer neuen Generation an, für die der Verfall des alten Österreich vollendete Tatsache ist. Eine Restauration wird nicht versucht, im Gegenteil. Zwar bildet, wie beim «*Unbestechlichen*», das Wien kurz vor dem Ersten Weltkrieg den Hintergrund des Geschehens, doch hat dies bei Musil lediglich die Funktion einer Folie, jener Folie des Niedergangs, vor der – so zeigt Rasch – die Gestalt des Mannes ohne Eigenschaften erst ihren spezifischen Sinn erhält. Ulrich ist Sekretär der ominösen «*Parallelaktion*», der geplanten Kundgebung zum 70. Regierungsjubiläum des österreichischen Kaisers. Doch erscheint ihm das ganze Geschehen als Leerlauf, «der ihn nichts angeht, wenn er ihn auch mitmacht». Ja, so wienerisch die Atmosphäre sich zuerst auch gibt, Musil selbst legt, wie Rasch hervorhebt, keinen Wert auf Lokalkolorit: «Die Überschätzung der Frage, wo man sich befindet, stammt aus der Hordenzeit...» Der Verfasser zeigt nun, dass Ulrich nicht als negatives Produkt eines verfallenden Weltreichs und seines Wertsystems zu verstehen ist: Seine Handlungsunfähigkeit, seine Eigenschaftslosigkeit, sein Leben in den Möglichkeiten ist ein zwar passiver, aber energieladener Protest gegen eine verrottete Welt, der jeden Augenblick in Aktivität umschlagen kann. Bei dieser Betrachtung kann der «*andere Zustand*», jene mystische Weltentzückung, die Ulrich in Gemeinschaft mit seiner Schwester Agathe erfährt, nicht das Ziel gewesen sein, das Musil für seinen Helden entworfen hatte (die Interpretation führt also hier wieder zu Editionsfragen zurück). Rasch legt dar, dass Ulrich, wie übrigens Musil selbst, in einer Dialektik von Mystik und Ratio lebt, wobei der Ausdruck «Mystik» selbstverständlich eine Modifikation erfahren muss, da es sich um eine gottlose, welt-immanente Mystik handelt. Der mystische Inzest müsste somit als Episode, als gescheiterter Versuch, dem «*andern Zustand*» Dauer zu verleihen, betrachtet werden,

dem möglicherweise eine Periode folgen sollte, in der die Ratio wieder stärker in ihre Rechte treten sollte. So zieht Rasch in Erwägung, dass Musil daran herumlaborierte, seinem Helden am Schluss eine tragfähigere Lebensbasis als das Reich der Möglichkeiten zu verschaffen, was freilich nur andeutungsweise zu verstehen wäre – in gewisser Hinsicht ist ein offener Roman schluss der einzige denkbare. Diese Inhaltsangabe zeigt, dass die Tragik Robert Musils darin liegt, dass er sein Lebenswerk nicht wenigstens so weit vorantreiben konnte, um die Hauptlinien endgültig festzulegen. Raschs Studien sind (bei aller Polemik) dem Dichter gegenüber behutsame, wichtige Beiträge zu einer noch ausstehenden, allerdings vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten stehenden kritischen Musil-Ausgabe.

Bei *Johannes Urzidil* zieht sich die österreichisch-ungarische Tradition auf einen kleinen Raum zusammen: den böhmisch-pragerischen. Und auch dieser ist nicht der einzige kulturelle Grund, aus dem heraus der Autor schreibt. Gerhard Trapps Untersuchung über die *Prosa Johannes Urzidils* gibt erstmals einen Überblick über das gesamte Werk Urzidils vom Expressionismus bis zur Gegenwart<sup>4</sup>. Der Verfasser geht vom literarischen Prag zwischen 1900 und 1920 aus, das nicht nur ein Schmelztiegel der Völker – Slawen, Juden, Deutsche und Österreicher trafen hier aufeinander –, sondern auch der Kulturen war und einen spezifischen Expressionismus, der sich organischer aus der Neuromantik entwickelte als in Deutschland, hervorbrachte. Urzidils frühe Lyrik (der erste Gedichtband, «Sturz der Verdammten», erschien 1919) steht Wurfel nah, gleichzeitig ist eine starke Anteilnahme am Politisch-Gesellschaftlichen, also ein aktivistischer Zug, spürbar; so trug Urzidil durch Übersetzungen bewusst zum Austausch deutscher und tschechischer Kultur bei und publizierte in Pfempferts «Aktion». Trapp zeichnet Urzidils stilistische Entwicklung vom Expressionismus über eine gemässigte Prosa zum stark kommentierenden Spätstil nach. Ist seiner Darstellung zu-

folge in den früheren Arbeiten die spezifische Tradition der Prager neuromantischen und expressionistischen Schule wirksam – das Phantastisch-Groteske oder, wie man in Norddeutschland sagt, «Spökenkiekerische» –, so im Spätwerk eine satirisch-kommentierende Komponente. Die Erzählungen sind nach thematischen Gesichtspunkten (denen stilistische entsprechen) in drei Gruppen eingeteilt: Prager, Böhmerwald- und England/Amerika-Erzählungen. Für die erste Gruppe wird, wie gesagt, ein breiter lokaler Hintergrund entworfen, die zweite ist immerhin bedacht (so ist Stifters Einfluss eingehend dargestellt), was man jedoch vermisst, ist eine ausführliche Diskussion der Frage, ob der trocken-humorvoll kommentierende Stil der späteren Erzählungen nicht besser durch einen Einfluss der amerikanischen Short Story begründet würde als durch den doch recht vagen Begriff «Altersstil»; da Urzidil seit vielen Jahren in New York lebt, ist ein solcher denkbar. Zu bedauern ist auch, dass die Lyrik – im Widerspruch zur Überschrift der Abhandlung – breiten Raum einnimmt, der Roman «Das grosse Halleluja», Urzidils eigentliches Amerika-Porträt, kaum eine Seite. Doch sollen diese Einwände das Verdienst, sich eines vernachlässigten Gebietes der deutschen Literaturgeschichte angenommen zu haben, nicht schmälern, um so weniger, als die Ereignisse in der Tschechoslowakei dem deutschsprachigen Leser die Kulturstadt Prag in ihrer ganzen Bedeutung für die deutsche Literatur wieder ins Bewusstsein gerufen haben. In seinen paar Zeilen über den Roman «Das grosse Halleluja» weist Trapp bezüglich der Schilderung New Yorks auf die «Vielgestaltigkeit und Buntheit pulsierenden Lebens, eine Potenzierung ähnlicher Verhältnisse in Prag», was genau den Punkt unseres Interesses trifft: Denn hier hat sich ein stark dem Lokalen verhafteter Autor eine ganz andersgeartete lokale Atmosphäre literarisch *erworben*, was, im Gesamten unserer Darstellung betrachtet, heißen will: In der Moderne verliert das Lokalkolorit an Bedeutung.

Schliesslich sei auf *Manfred Gsteigers* kleinen Sammelband «*Poesie und Kritik*» hingewiesen, der gleichsam eine Fortsetzung des 1963 erschienenen Bandes «Literatur des Übergangs» ist<sup>5</sup>. Er gehört weniger auf Grund seiner Gegenstände hierher – vorwiegend Gedichte vom 17. bis 20. Jahrhundert – als um der Betrachtungsweise willen, die in diesen Interpretationen sichtbar wird: Als vergleichender Literaturwissenschaftler steht Gsteiger schon per se vermittelnd auf der Grenzscheide der Kulturen, vorab der französischen und der deutschen, ohne freilich ob dieser Vermittlerrolle das einer Nation spezifisch Zugehörige aus den Augen zu verlieren (das zeigen vor allem die Ausführungen über die Situation der Schweizer Literatur). Zuerst weisen drei kurze, einleitende Abschnitte auf die Bedeutung des Buchs, auf die Aufgabe des Lesers, sich das Buch auch im Zeitalter des Massen-Buchkonsums als individuellen Gefährten zu bewahren. Als zweiter Teil folgen unter dem Titel «Welt im Gedicht» Gedichtinterpretationen, die als Sendungen des deutsch-schweizerischen Radios manchem Leser wohl schon bekannt sind. Gryphius, La Fontaine, Eichendorff, Mallarmé, Reverdy, Benn, Brecht und Huchel stehen neben vielen andern zur Diskussion. Hier haben wir freilich prinzipielle Bedenken: Eine Rundfunksendung hat ihre eigenen Gesetze, ein Buchtext desgleichen. So muss der Verfasser des Rundfunkmanuskripts damit rechnen, dass der Hörer das zu interpretierende Gedicht nicht vor Augen hat, dass also eine allzu komplexe Ausführung wirkungslos bliebe. Einfachheit ist hier durchaus am Platze. Als Buchtexte dargeboten, dem Leser somit den unbeschränkten Vergleich von Gedicht und Interpretation erlaubend, wirken diese Studien zu sehr als Erklärungen für Anfänger, die die berühmten Namen, die wir genannt haben, kaum vom Hörensagen kennen. Und das hinwiederum wird der ganzen Anlage des Buches, das doch für Literaturkenner gemacht scheint (man vergleiche die Anmerkungen), nicht gerecht.

So würde man sich denn, wenn man von der Vorstellung einer schriftlichen Interpretation ausgeht, eine grössere Komplexität – was nicht heissen soll, grössere Abstraktion oder Verwissenschaftlichung – der Betrachtung wünschen: Was böten sich für Möglichkeiten etwa bei Mallarmé, nicht weniger aber bei dem noch immer allzu sehr als simpler Stimmungsdichter verstandenen Eichendorff, dessen unheimliches Umschlagen von Gefühlspräsenz in Allegorie kaum Beachtung findet. Der dritte Teil vereinigt sieben Studien unter dem Titel «Literarische Grenzgänge»; dominierend sind hier die Diskussionen um eine schweizerische Literatur in ihrer deutschen und französischen Ausprägung sowie die Problematik des Schriftstellers, der in der Schweiz lebt: er findet im eignen Land wenig Unterstützung, weder materielle noch geistige, da offenbar wenig Sinn für künstlerische Existenzen besteht. Erinnern wir uns hier an das harte Wort, das Robert Musil in den traurigen Umständen seines Genfer Exils über die Schweiz sagen musste: «Das Land ist von Ungläubigen bewohnt, und ich bin nie ein Apostel meiner selbst gewesen.» Um so erfreulicher ist es, in Manfred Gsteiger einen schweizerischen Autor zu haben, der Dichtung dem Leser näherbringt – dies die wahrhafte Aufgabe der Interpretation.

Brigitte Weidmann

<sup>1</sup> In: Schweizer Monatshefte Jg. 43, Nr. 8, S. 892, «Kritik der Kritik der Kritik». – <sup>2</sup> Frankfurter Beiträge zur Germanistik Bd. 2, Verlag Gehlen, Bad Homberg/Berlin/Zürich 1967. – <sup>3</sup> Kleine Vandenhoeck-Reihe 242/243/244, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen (1967).

– <sup>4</sup> Die Prosa Johannes Urzidils, Zum Verständnis eines literarischen Werdegangs vom Expressionismus zur Gegenwart, Europäische Hochschulschriften Reihe I, Nr. 2, Verlag Herbert Lang & Cie. AG, Bern (1967). – <sup>5</sup> Poesie und Kritik, Beitrachtungen über Literatur, Francke Verlag, Bern und München (1967).

## SCHICKSAL ZWISCHEN ZWANG UND FREIHEIT

Im Jahre 1944 erschien *Leopold Szondis «Schicksalsanalyse»* in der von Heinrich Meng herausgegebenen Bücherreihe «Psychohygiene – Wissenschaft und Praxis». Szondis darin niedergelegte Theorie stiess in Fachkreisen zunächst auf grossen Widerstand, doch allmählich erkannte man ihre grundlegende Bedeutung für die Tiefenpsychologie sowohl im Hinblick auf Erweiterung ihrer theoretischen Grundlage als auch auf Diagnostik und Therapie. Die bereits 1948 für eine zweite Auflage stark erweiterte und umgearbeitete «Schicksalsanalyse» erschien nun 1965 in einer dritten Auflage mit einem völlig neuen dritten Teil, in dem Szondi auch die inzwischen erarbeitete erbstatistische Methode heranzog<sup>1</sup>. Es gelang ihm, die Frage der erbbiologischen Bestimmung einer Krankheitseinheit von klinisch verschiedenen Krankheitsbildern abzuklären, beispielsweise die Erbeintheit von Epilepsie, Migräne und Stottern und somit die Erbverwandtschaft ihrer Träger nachzuweisen. Ferner wies Szondi die biologische Beziehung zwischen psychiatrischen Erbkreisen und bestimmten Berufskreisen an Hand der Erbanalyse einer 1419köpfigen Verwandtschaft von 25 Geistlichen erbstatistisch nach.

In der Zeit zwischen dem ersten und dritten Erscheinen der «Schicksalsanalyse» baute aber Szondi seine schicksalsanalytische Tiefenpsychologie in einem grossangelegten fünfbandigen Werk aus und arbeitete seinen von ihm benannten Test, ferner die Methode der Familienforschung aus. Die Grundlage seiner Tiefenpsychologie bildet die vorliegende «Schicksalsanalyse» als erster Band des Gesamtwerkes. Seine auf ein äusserst grosses Erfahrungsmaterial gegründete Theorie erfuhr inzwischen auch von verschiedener Seite eine Bestätigung. Claude Nachin (Lyon) wies die Richtigkeit von Szondis Lehre vom Genotropismus an Alkoholpsychosen, R. Rey-Ardid (Madrid) an Schizophrenen nach.

\*

Will man Szondis Tiefenpsychologie gerecht werden, so muss man sie in seinem Sinne als Ergänzung und Erweiterung der Forschungen von Freud, Jung und anderen verstehen. Ihre Theorien sollen nicht auf die Seite geschoben, sondern weitergeführt und natürlich in vieler Hinsicht korrigiert werden. Es geht Szondi nicht um die Gründung einer tiefenpsychologischen «Schule», sondern um die Vereinigung der sich leider nur allzu unversöhnlich gebärdenden Richtungen der *einen* Tiefenpsychologie.

Zum Verständnis seiner «Schicksalsanalyse» muss zunächst seine Sicht des Menschen kurz skizziert werden.

Szondi versteht den Menschen in seiner «Globalität». Die Globalität des Menschen umfasst sowohl seine materielle Leiblichkeit wie seine Geistigkeit, Bewusstes und Unbewusstes, die Triebstruktur mit ihren Gegensätzen, aber auch jene Seite des Menschen, die für die Partizipation, die Teilhabe, am Geist offen ist und sich im Glauben manifestiert.

Die globale Ganzheit des Menschen ist aber nach Szondi kein Geschenk, das bei Geburt in die Wiege gelegt wird. Der Mensch muss vielmehr im Laufe seines Lebens seine Globalität herzustellen versuchen. Die Instanz, die diesen Prozess vollzieht, ist das Ich.

Die Wesensstruktur des Menschen erscheint in Szondis Darlegung somit nicht als eine topographische Aufnahme, etwa in Schichten, Bereichen aufgeteilt, die den Eindruck des Feststehenden, kaum Veränderlichen erwecken würde, wie zum Beispiel noch bei Freud, dessen Terminologie diese Auffassung nahelegt, sondern als ein sich stets verändernder Komplex von Triebansprüchen, wie innerer und äusserer Möglichkeiten, «Qualitäten», deren Spannungen der Mensch mittels seines Ich immer wieder zu meistern hat. Ich und Leben sind daher bei Szondi *dynamischen* Charakters.

Die Verteilung der Akzente in dieser dynamischen Struktur ist bei jedem Menschen verschieden. Sie hängt nicht zuletzt

von der *Ahnenreihe* eines Menschen ab, vom gelebten Leben der Ahnen wie von ihren Anlagen. Szondi sieht also den Menschen hineingestellt in eine zeitlich weit zurückliegende – wenn auch wissenschaftlich nicht sehr weit zurückverfolgbare – und in eine auch gegenwärtige Familiengemeinschaft, die für jeden von schicksalhafter Bedeutung ist. Die von seinen Vorfahren präformierte Erbanlage eines Menschen zeichnet die Möglichkeiten seines Schicksals vor. Aus diesen Möglichkeiten muss er – falls es ihm gelingt, zu den Ahnenansprüchen hinreichende Distanz zu gewinnen – sein *eigenes Schicksal* selbst wählen bzw. gestalten.

Ob er nun unbewusst, also unter dem Zwang der Erbanlage, oder – mehr oder weniger – frei handelt, stellt er sich auf alle Fälle in eine weitere Gemeinschaft, deren Glieder zu ihm eine nun nicht blutmässige, sondern innere, psychische Verwandtschaft aufweisen. Durch die Wahl eines Berufes, der ja nicht nur Erwerbsquelle ist, sondern dessen Ausübung seinen Triebansprüchen genügt, verbindet er sich mit Menschen, die ähnliche anlagemässige Ansprüche in ihrer psychischen Struktur haben. Ja, selbst die Art der Krankheit und sogar des Todes bei Selbstmord sind Charakteristika dieser Gemeinschaft.

Das Verbindende in dieser jeweiligen Gemeinschaft sind ähnliche Schicksalsfaktoren. Ist die Globalität die Voraussetzung dafür, dass sämtliche Schicksalsmöglichkeiten – wenn auch nicht in *einem* Menschen – überhaupt auftreten können, so ist das Schicksal die Ausrichtung und Profilierung des Einzelnen auf dem Hintergrund der Globalität.

Schicksal ist aber kein unabänderliches Faktum im Leben eines Menschen, sondern eine Aufgabe, die er immerfort zu meistern hat. Darin liegt ein grundlegender Zug in Szondis Sicht: er versteht den Menschen nicht vom Sein her, sondern in seinem *Werden*.

Weil nun Szondi das Schicksal als einen dynamischen Vollzug begreift, der sämtliche Existenzmöglichkeiten des Menschseins erfasst (Existenz stets im ursprüng-

lichen und nicht im Sinne der Existenzphilosophie verstanden), an denen alle Komponenten der Globalität in ihrer Vielfalt, in der «multiplen, existenziellen Möglichkeit» beteiligt sind, kann er seine Richtung innerhalb der Tiefenpsychologie *Schicksalsanalyse* nennen. Der Terminus deutet zugleich Ziel und Methode an.

Das Ziel seiner Psychologie ist die Hinführung des Menschen zur höchsten Seinsmöglichkeit, zur *Humanisierung* des eigenen Wesens. Das Werden in der Auseinandersetzung mit dem Schicksal ist die seelische Menschwerdung, auf deren oberster Stufe der *Homo humanus*, der religiös-human ausgerichtete Mensch steht.

\*

Im Vordergrund der «Schicksalsanalyse» steht die Beziehung der Psyche zur biologischen Grundlage des Menschen. Sie ist durch die Gene bestimmt.

Die moderne Genforschung kann bereits mit Sicherheit feststellen, dass *Gene* sehr kleine, wahrscheinlich aus wenigen Molekülen bestehende Stoffteilchen von ganz bestimmter Qualität und Quantität sind, die im Laufe der Entwicklung Reaktionen auslösen. Die Reaktionsketten führen zur Erzeugung von sogenannten Determinationsstoffen, die zur Entwicklung der einzelnen Organe unentbehrlich sind.

Das Wesentliche ist nun, dass die jeweiligen Gene die Anlage zur Entwicklung bestimmter Eigenschaften von vornherein in sich tragen. Die Herausbildung verschiedener Charaktere ist durch spezifische, selbständige Gene bedingt, die in den Geschlechtszellen vorzufinden sind. Man spricht daher von den Genen der einzelnen Eigenschaften. So hat die Haarbildung, Chlorophyllerzeugung, Rotfarbigkeit als Einzelmerkmal je ein Gen in den *Keimzellen* (Gameten).

Vereinigen sich die männliche und die weibliche Keimzelle, so gehen in das neu entstandene Individuum (Zygote) ihre Gene, also Veranlagungen, ein. Doch erst die Paarbildung zweier Gene (aus der männlichen und aus der weiblichen Keimzelle), das *Genpaar* (Allele) also, bedingt

das Einzelmerkmal. Nun können die paarbildenden Gene gleicher oder verschiedener Natur sein, entsprechend ist das Individuum *gleicherbig* (Homozygote) oder *gemischterbig* (Heterozygote).

Die Wirkung eines Gens muss nicht nur auf ein einziges Merkmal bezogen sein, sie kann sogar den ganzen Anlagekomplex beeinflussen. Andererseits beruht das sichtbare Ergebnis der Wirkung eines Gens auf der Zusammenarbeit aller Erbfaktoren, der ganzen *genotypischen* Beschaffenheit. Auch mehrere Gene können durch ihr Zusammenwirken ein einziges Merkmal hervorbringen.

Für das Gesamtbild eines Individuums (Phänotypus) ist außer den Erbfaktoren auch die Lebenslage (Milieu) von ausschlaggebender Bedeutung.

Im Hinblick auf die Schicksalsanalyse sind die gemischterbigen, heterozygoten, Gene von Interesse. In einem solchen Genpaar ist das eine Gen dominant, das andere unterdrückt (rezessiv). Seine genotypische Manifestation bleibt unterdrückt, es heißt in der Genetik ein *latent rezessives* Gen.

Solche latent rezessive Gene sind zwar in ihrer primären Wirkung unterbunden, dennoch spielen sie beim Menschen eine wichtige Rolle. Jeder Mensch trägt nämlich in seinem Erbgut eine Unzahl verborgener Erbfaktoren. Bei der Befruchtung tritt zwischen den Erbfaktoren der Geschlechtspartner ein «primordialer Genkampf» ein, den Szondi symbolisch auch «Ahnenkampf» nennt, ein Kampf um Dominanz in den Genpaaren, um der jeweiligen genebedingten Eigenschaft zur Manifestation zu verhelfen. Jedes Gen stellt nämlich einen «Ahnenanspruch» dar, den Anspruch, in seiner Nachkommenschaft urförmig zurückzukehren, einen früheren Zustand wieder herzustellen.

Zu den grundlegenden Thesen der Schicksalsanalyse gehört nun die Annahme, dass nicht nur die dominanten, sich also frei manifestierenden Gene im Menschen weiterwirken, sondern auch die unterdrückten. Diese latent rezessiven Gene ändern indes ihre Manifestationsform. Würde sich ein solches Gen in Doppeldosis und somit als

dominant in der Form einer bestimmten (zum Beispiel musikalischen) Begabung oder Krankheit (Taubheit), das heißt *genotypisch* hervortreten und damit die Person in ihren Eigenschaften und Handlungen bestimmen, so übt es nun in seiner *Latenz* eine Wirkung aus, die ihre Wahlhandlungen lenkt. Treten also zum Beispiel die Gene der Taubheit nur in Einzeldosis auf (bei Heterozygoten), so wird die Person nicht taub, wählt jedoch einen Beruf, der sich mit manifest tauben Menschen beschäftigt (Ohrenarzt, Logopäde in einem Institut für Taube oder Taubstumme), verliebt sich in eine Person, die Trägerin derselben Gene ist, bzw. verbindet sich in Freundschaft mit solchen Personen. Der Nachkomme von Tauben heiratet zum Beispiel eine Frau, die zwar nicht taub ist, jedoch von tauben Ahnen stammt.

Die Wirkung latent rezessiver Gene, die die Wahlhandlungen eines Menschen beeinflusst und die Richtungsfaktoren der triebhaften Bindungen bestimmt, nennt Szondi *Genotropismus*.

Der *Genotropismus* ist die Manifestation eines in Einzeldosis vorhandenen Gens auf einem *Umweg*, indem es den Menschen in der Wahl des Liebesobjekts, des Freundes, des Ideals, des Geschäftspartners, der Berufsverbindung zu solchen Individuen treibt, die selbst Träger desselben Gens sind. Die neuere Auffassung der Erbbiologie über Dominanz und Rezeptivität in der Tierwelt – fehlen auch entsprechende Experimente noch, die Szondi nun anregt – schließt die Möglichkeit nicht aus, dass auch bei Tieren latente Gene bei der sexuellen Auswahl wirksam sind. Die These des Genotropismus steht also zu den biologischen Tatsachen bei Tier und Mensch nicht im Widerspruch.

\*

Die genotropischen Wahlkreise entsprechen den psychiatrischen Erbkreisen, denen gemäß Szondi vier Grundtriebe unterscheidet: 1. *Sexualtrieb*, 2. *Paroxymal-, Überraschungstrieb* oder ethisch-moralischer bzw. *Gewissenstrieb*, 3. *Ichtrieb*, 4. *Kontakttrieb*.

Jeder Trieb äussert sich in der Liebes-, Berufs-, Freundes-, Krankheits- und To-deswahl auf eine je eigene Weise. Ein Bei-spiel soll die Schicksalsmöglichkeiten eines Triebes beleuchten.

Der erste Faktor des Paroxymal- oder Überraschungstriebes ist das Bedürfnis, das sowohl auf die Stauung der rohen Affekte wie auch auf Wiedergutmachung, Gerechtigkeit ausgerichtet ist, und also die Werte gut und böse existenziell zur Er-scheinung bringen kann.

Die pathologische, extrem negative Erscheinungsform dieses Bedürfnisses zeigt sich als Trieberkrankung, und zwar als ge-nuine Epilepsie (*Morbus sacer*), Migräne-Vasoneurose, Stottern, Asthma, Ekzem, Bettlässer, Poriomanie (Wandersucht) und andere. In krimineller Form tritt es als Klepto- bzw. Pyromanie (Stehl- bzw. Brandstiftungssucht) oder als Affektmord hervor. Seine charakteristischen Todesfor-men bei Suizid sind Springen in die Tiefe, Feuertod, Tod durch Dipsomanie (perio-dische Trunksucht). – Die physiologische, normale, soziale Erscheinungsform dieses Triebbedürfnisses kann als Triebäußerung auftreten, und zwar als Stauung von Zorn, Hass, Wut, Rache, ferner als Überraschungs-bedürfnis, das sich als explosionsartige Entladung (zum Beispiel Wutausbruch) oder als Intoleranz kundtun kann. – Die Berufe nun, die die Bedürfnisanlage (auch die krankhafte Form) auf sozialisierte Weise ausleben lassen können, sind unter anderen: Laufbursche, Fuhrmann, See-mann, Flieger (Befriedigung der Wander-lust, aber auch des Fluchtbedürfnisses wegen der Drohung innerer Spannungen oder des Gewissens); Schmied, Heizer, Feuerwehrmann, Schornsteinfeger, Ofner, Pyrotechniker, Bäcker – Berufe, die offensichtlich das Bedürfnis, mit dem Feuer um-zugehen, befriedigen. Szondi hebt jedoch mit Nachdruck hervor, dass die Befriedi-gung von Bedürfnissen durch den Beruf keineswegs bedeute, jeder Feuerwehrmann etwa sei ein latenter Pyromaniker, jeder Kriminalist oder Kriminalschriftsteller ein latenter Verbrecher. Denn dass diese Men-schen einen solchen Beruf ergriffen haben,

beweist bereits, dass sie fähig sind, ihre Triebbedürfnisse auf soziale, einwandfreie Weise zu befriedigen, so dass das Bedürfnis keine krankhafte oder kriminelle Form annehmen kann. – Die extrem positiven, in hohem Masse sozialisierten Erschei-nungsformen sind Triebäußerungen in der Form von kollektiver Gerechtigkeit, kollek-tiver Güte, Caritas, oder als echte Fröm-migkeit (*Homo sacer*) und als Toleranz. Die entsprechenden Berufe sind: Priester, Seelsorger, Mönch bzw. Nonne, Missions-schwester, Gesundheitsfürsorger, gericht-licher Mediziner und andere. In seinem Werk «Schicksalsanalyse» stellt Szondi im übrigen für jeden Triebkreis die entspre-chenden Berufe in Tabellen zusammen.

Der Zusammenhang zwischen Trieb-bedürfnis und Beruf ist entscheidend für den Berufsberater, der die Berufseignung festzustellen hat, wie auch für den Psycho-logen, der bei triebkranken Patienten durch eine entsprechende Arbeitstherapie Neu-rosen, eventuell sogar Psychosen vorbeugen, sie mildern oder heilen kann.

Die Triebbedürfnisse können natürlich auch in der Form von Liebhabereien (Poriomanie zum Beispiel als Bergsteigen, Wandern, Reisen) oder als Sport befriedigt werden.

\*

Der Mensch, der einerseits dem Ahnenerbe durch die Verteilung der genbedingten Trieb- und Ich-Funktionen ausgeliefert ist, andererseits diese «Ahnenvergangenheit» bewusst machen und sich somit von ihr – innerhalb von Grenzen – befreien und sein Leben bewusst verfolgen kann, hat Schick-sal.

Schicksal ist eine grundlegende Wirk-lichkeit und nicht bloss ein Begriff in Szondis Sicht des Menschen. Sein Lebens-work ist eigentlich der Erforschung dieser Wirklichkeit gewidmet, die sich als Schick-sal im Menschenleben kundtut. Daher die Wahl der Bezeichnung für seine tiefen-psychologische Richtung als «Schicksals-analyse».

Der Genbedingtheit und der freien Lenkbarkeit des Schicksals gemäss unter-

scheidet Szondi zwei Arten von Schicksal, das *Erb-* oder *Zwangsschicksal* und das *Ich-* oder *Wahlschicksal*. Das letztere ist das durch freie Entscheidung gewählte Schicksal aus den genbedingten Schicksalsmöglichkeiten. Es setzt die Freiheit des betreffenden Ich voraus in bezug auf die Wahl oder Integration der möglichen, bewusst gewordenen Ahnenansprüche.

Vom Schicksal kann man jedoch nur dann im eigentlichen Sinne sprechen, wenn beide Schicksalsarten, also auch die Freiheit, im Leben eines Menschen möglich werden. Ein Zwangsschicksal ohne die freie Wahl des Ich ist kein Schicksal in Szondis Sinne, sondern ein ich-loses Leben, ein schicksalloses Vegetieren.

\*

Szondis nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst ist es, die Psychologie durch die Entdeckung der genbedingten «Ahnenansprüche» und damit des «familiären Unbewussten» mit einer bis dahin höchstens nur geahnten Wirklichkeit bereichert und zur Erforschung nun nicht nur dieser Sphäre des Unbewussten, sondern des *ganzen* Menschen, des gesunden wie des kranken, eine sichere, von jedem Ausgebildeten nachvollziehbare Methode ausgearbeitet zu haben. Diese Methode besteht freilich nicht nur in der Anwendung seines Testverfahrens, sondern in erster Linie in der Analyse der Trieb- und Ich-Funktionen

und in der Ausarbeitung einer psychologischen Anthropologie, deren Grundlage die «Schicksalsanalyse» bildet.

Die hohe Verantwortung, die die psychologische Menschenführung dem Psychologen aufbürdet, die aussergewöhnliche Belastung, verursacht durch das Bemühen, das Schicksal des Patienten tragen zu helfen, und die Schwierigkeiten, die im psychischen Bereich zu überwinden sind, fordern vom Psychologen den allerhöchsten menschlichen Einsatz, nur der Anforderung an den Seelsorger vergleichbar. Dass der Psychologe seine menschlichen Grenzen hat und dass er als Mensch auf sich gestellt, diesen Anforderungen nie gewachsen sein kann, weiss Szondi nur zu gut. Darum mahnt er alle, die sich mit dem Menschen beschäftigen, das Irrationale im Menschen und im Schicksal, das ungeachtet der vordringenden Forschung unergründbar bleibt, zu respektieren, und darum weiss er, wie sehr derjenige, der anderen Hilfe sein will, den Beistand des Einen Geistes, nämlich Gottes, nötig hat. \*

Alexander Gosztonyi

<sup>1</sup> Leopold Szondi: *Schicksalsanalyse*, Wahl in Liebe, Freundschaft, Beruf, Krankheit und Tod. Mit zahlreichen Stammbäumen und Tabellen. Dritte, neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage, Schwabe & Co. – Verlag, Basel-Stuttgart, 1965.